

Rachael Treasure
WO DIE WASSER SICH FINDEN

Buch

Im Outback von Australien. Als Rebecca Saunders, genannt Bec, nach ihrem Schulabschluss auf die elterliche Farm »Waters Meeting« zurückkehrt, hat sie nur einen Wunsch: Sie möchte ihr Jahrespraktikum als »Jillaroo«, als Cowgirl, absolvieren und danach Agrarwissenschaften studieren. So würde sie genügend Know-how erwerben, um später die Familienfarm mit modernen Methoden führen zu können. Doch sie hat nicht mit dem unerbittlichen Widerstand ihres Vaters gerechnet, der sie eher als Lehrerin oder Krankenschwester sieht. In Wahrheit, so weiß Bec, will er sie nicht an seiner Seite haben, weil sie ihm seine Unzulänglichkeiten vor Augen führt. Das Zerwürfnis mit ihm scheint endgültig, als er sie nach einem Streit von der Farm jagt.

Rebecca aber will sich nicht von ihrem Traum abbringen lassen. Entschlossen geht sie in den Norden und findet eine Stelle als Jillaroo auf einer Schaffarm. So nimmt das Schicksal seinen Lauf. Denn dort macht Bec Bekanntschaft mit Charlie Lewis. Er ist nicht nur ein charismatischer Partykönig und zum Verlieben attraktiv, sondern teilt als Sohn eines Getreidefarmers auch Rebecas Liebe für ein Leben auf dem Land. Kaum aber beginnt sie sich eine Zukunft mit Charlie auszumalen, geschehen zwei Tragödien, und Rebecca steht vor der schwersten Entscheidung ihres Lebens: Welche Liebe wiegt schwerer? Die zu Charlie oder die zu ihrer Heimat »Waters Meeting«, wo sich die Wasser finden?

Autorin

Rachael Treasure wurde 1968 in Hobart/Tasmanien geboren. Sie studierte Agrarwissenschaft und Journalistik und arbeitete für eine Reihe regionaler Zeitungen und Zeitschriften. Bei einer ihrer zahlreichen Reisen im In- und Ausland lernte sie ihren Mann John kennen, einen Viehzüchter in fünfter Generation. Mit ihm und Tochter Rosie lebt sie auf einer Farm im Süden Tasmaniens, wo sie Pferde, Kelpie-Hunde und Merinoschafe züchten.

Von Rachael Treasure bereits erschienen:

Tal der Sehnsucht (36563) · Wo der Wind singt (Blanvalet HC, 0282)

RACHAEL TREASURE

Wo die Wasser sich finden

Australien-Saga

Deutsch von Christoph Göhler

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
»Jillaroo« bei Penguin Books, Penguin Group (Australia),
a division of Pearson Australia Group Pty Ltd.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Januar 2010 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © by Rachael Treasure, 2002

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008 by
Blanvalet Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH.

ES · Herstellung: RF

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Redaktion: Regine Kirtschig

eISBN 978-3-641-08116-4

www.blanvalet.de

1. Teil

Kapitel 1

Rebecca Saunders pfiﬀ ihrem Hund.

»Mossy, ganz zurück.«

Im goldenen Morgenlicht umrundete der kleine, leichtfüßige Kelpie wie schwebend die Schafherde im Sammelpferch. Nichts als das Klirren von Mossys Halskette war zu hören, als sie in einen leichten Trab fiel und sich dann flach auf den staubigen Boden kauerte. Die Schafe drängten sich enger zusammen und drehten die Köpfe Mossys reglosem rotbraunen Leib zu. In dem sicheren Wissen, dass Mossy die Herde zuverlässig auf den Hof bringen würde, kehrte ihr Bec den Rücken zu und öffnete das Tor. Sie hängte die Kette aus, schleifte das rostige, quietschende Gatter durch den Staub und befahl Mossy mit einem Pfiﬀ, sich den Schafen zu nähern. Rebecca beobachtete, wie das Meer von Mutterschafen mit dem Widder in der Mitte langsam auf sie zutrieb. Der Widder hielt den Kopf hoch erhoben und hatte die Lippen zurückgezogen. Seine Hörner umringelten wie eine Richterperücke sein Gesicht in einer pompösen Spirale. Bec betrachtete ihn stirnrunzelnd. Seine Hoden gefielen ihr gar nicht. Fast die ganze Nacht waren sie ihr im Kopf herumgegangen.

Sie erinnerte sich lebhaft, wie ihr wettergegerbter, drahtiger Großvater beide Hände ausgestreckt und die knotigen Finger in der Luft zusammengekrallt hatte.

»Zwei volle Bierdosen«, hatte er gesagt. »Wie zwei volle Bierdosen. Genauso soll'n sie sich anfühlen.« Dann hatte ihr Großvater den schweren Hodensack eines seiner Widder angehoben und in beiden Handflächen gewogen.

»Hier, Mädchen, fühl mal.«

Warum also, überlegte Bec an diesem Morgen, trug der

Widder, für den ihr Vater eben erst 2000 Dollar gezahlt hatte, eine volle Bierdose und ein Minibar-Fläschchen in seinem Hodensack herum? Hätte ihr Vater doch nur auf sie gehört.

Während sie energisch in Richtung Hof ging, fragte sie sich, ob sie ihn wohl überreden konnte, den Widder zurückzugeben. Wieder sah sie den Schafbockzüchter im Tweedmantel vor sich, dem die grauen Haare aus Nase und Ohren wucherten. Unglaublich, aber der Mann sprach immer noch mit englischem Akzent.

»Jo, das ist ein feiner, aufrechter Zuchtbock«, hatte der Züchter verkündet, als würde er mit der Königin persönlich plaudern. Dann hatte er die Arme vor dem Bauch verschränkt und das Kinn vorgereckt. »Prächtig gewachsen und mit einem edlen Schädel.«

»Wichser«, sagte sie laut zu dem Bild in ihrem Kopf. Wenn sie den Blindgänger von Bock doch nur zurückbringen und das Geld für einen leistungserprobten Widder ausgeben könnten, einen, der garantiert etwas in ihrer Herde bewirkte. Doch damit wäre ihr Vater niemals einverstanden, das wusste Rebecca genau.

Gerade als sie das rissige Holztor zum größten Pferch öffnete, hörte sie eine Explosion von wildem Gebell und galoppierenden Hufen, die eine riesige Staubwolke aufwirbelten.

»Verflixt noch eins, Dad.« Bec schüttelte seufzend den Kopf und verdrehte die Augen.

Ihr Vater Harry Saunders zwängte sich durch den Drahtzaun und brüllte dabei: »Mate, Spot, Mardy ... Zurück! Kommt zurück! Ihr Drecksköter! Mardy! Hierher! Raus da!«

Seine bunt zusammengewürfelte Meute von Hütehunden hatte in Teamarbeit ein einzelnes Schaf aus der Herde gelöst und jagte es jetzt böse schnappend in Richtung Zaun. Die kleine Mossy tat ihr Bestes, um die Herde zusammenzuhalten, obwohl die übrigen Hunde dicht an den Schafen vorbeirannten und sie in Aufruhr versetzten.

»Jesus, Dad. Bist du sicher, dass du diese ganzen Tölen brauchst? Ich hatte sie praktisch schon im Pferch.« Sie nahm die Hände hoch, um ihre Augen gegen die Sonne abzuschirmen, und spähte mit zusammengekniffenen Augen auf die im Kreis laufende Herde. »Nicht zu gebrauchen die Truppe!«

Ihr Vater hielt, glühend rot im Gesicht, Mardy am Halsband zurück. Der junge Hund starrte wie gebannt auf die Schafe und ließ hechelnd die Zunge seitlich aus dem Maul hängen. Mardy war so versessen darauf zu arbeiten, dass er gar nicht merkte, wie er gewürgt wurde.

»Komm mir nicht so, Mädels.« Ihr Vater deutete warnend mit dem Finger auf sie. Um zu beweisen, was sie meinte, stieß Bec einen kurzen Pfiff aus und rief leise: »Mossy, komm her zu mir.« Mossy drehte Bec ein Ohr zu, sah sie an und kam gehorsam angetrottet. Rebecca wandte ihrem Vater den Rücken zu. Sie wusste, wie zuwider es ihm war, dass ihre Hunde so gut abgerichtet waren, aber sie bedauerte ihn um seine untrainierten Hunde.

»Dann bring die blöden Biester selbst in den Pferch«, murmelte sie vor sich hin.

»Was hast du gesagt, Mädels? Was hast du zu mir gesagt?«

Ohne auf ihn zu hören, marschierte sie davon, um die verhedderten Schläuche und Drenchpistolen zum Entwurmen der Schafe zu entwirren, die in einem großen Haufen auf dem Boden des Geräteraumes neben dem Scherstall lagen.

Nach einer Weile erschien die massige Silhouette ihres Vaters in der Tür zum Schuppen. Sein Schatten breitete sich über die ausgetretenen, alten Dielen.

»Du weißt, dass wir dich heute nicht auf dem Hof brauchen, Bec«, verkündete der Umriss. Ihr Vater trat in den schummrigen Schuppen. »Deine Brüder kommen herunter, sobald sie die Pumpe repariert haben. Sie können das Drenchen übernehmen, und ich bringe die Herde rein.« Er schaffte es nicht, seiner Tochter ins Gesicht zu sehen.

»Aber Dad, ich habe dir doch gesagt, ich bin fertig mit der Schule ... Ich bin zurückgekommen, um hier zu arbeiten. Und zwar endgültig.« Rebecca lud mit einem lauten Schepfern ein Zwanzig-Liter-Fass mit Entwurmungsmittel auf der Holzbank im Geräteraum ab.

»Bec, du weißt selbst, dass wir auf der Farm nicht genug Platz für alle drei Kinder haben. Wir haben das schon besprochen. Meine Tochter wird auf keinen Fall eine sogenannte Landwirtschaftskarriere einschlagen. Das hat keine Zukunft.«

»Aber für deine Söhne hat es Zukunft?« Bec drehte sich zu ihm um und stemmte die Hände in die Hüften.

Harry setzte den vom Schweiß fleckigen Hut ab und fuhr sich mit den Fingern durch das ergrauende Haar.

»Das ist was anderes, Bec. Die Jungs können nichts anderes ... Sie wurden dazu erzogen ... Die Jungs können es schaffen, die Station wieder auf die Beine zu bringen.«

»Und ich *nicht*?« Bec baute sich vor ihm auf.

»Es ist nur zu deinem Besten, Rebecca.« Er wandte den Blick ab und schaute konzentriert auf die Drenchpistole auf der Bank, mit der den Schafen das Entwurmungsmittel ins Maul gespritzt wurde. »Die besten Chancen hast du, wenn du einen Abschluss als Lehrerin oder Krankenschwester machst und dann einen netten Farmer heiratest, der nicht bis zum Hals in Schulden steckt oder sich aus einer Schlammschlacht von Scheidung freikaufen muss und ... dann kannst du ...«

»Was für eine Schafsscheiße, Dad!«, explodierte Bec. »Du solltest dich hören! Weißt du eigentlich, wie verflucht sexistisch du klingst? Ich bin hier geboren, und ich werde hier bleiben ... Ich habe genauso ein Anrecht auf die Farm wie Mick und Tom.«

Sie schleuderte das um einen leeren Entwurmungskanister gewickelte Knäuel von Schläuchen auf den Boden. »Auf gar keinen Fall werde ich Krankenschwester oder Lehrerin,

nur damit ich ein konservatives Sexistenschwein heiraten kann, das von mir erwartet, den ganzen Tag Scones zu backen oder mit seiner Mum zum Landfrauenbund zu gehen. Das kannst du vergessen ... genauso wie alles andere, was du dir vorstellst.«

»Wag es nicht, so mit mir zu reden, Mädels.« Harry hatte ihr den Rücken zugewandt, und Bec konnte sehen, wie sich seine Schultern vor Ärger verkrampften, während er gleichzeitig vorgab, an der Drenchpistole die richtige Dosis einzustellen. Sie wusste, dass sie ihn in die Enge trieb, und trat auf ihn zu.

»Dad. Ich werde das bestimmt nicht tun. Lehren. Oder als verflixte Krankenschwester arbeiten. Wie kannst du nur so ... so ... verdammt starrsinnig sein. Mein Gott, Dad! Mum ist *Tierärztin*, Herrgott noch mal! Du weißt selbst, wie es berufstätigen Frauen ergeht, die auf einer Farm landen ... wie sie sich abhetzen müssen, um es ihren Männern und Familien recht zu machen und gleichzeitig mit ihrer Arbeit zu Rande zu kommen. Lass es nicht an mir aus, wenn du nicht damit umgehen konntest, dass Mum ihren eigenen Kopf hat ... und ihr eigenes Leben!«

»Lass deine Mutter da raus!« Er drehte sich wieder zu seiner Tochter um. »Wenn du nicht so viel Zeit mit deiner Hundeausbildung und deinen Pferden verplempert und dafür fleißiger gelernt hättest, hättest du auch Tierärztin werden können, Rebecca. Das ist deine eigene Schuld.«

»Ich wollte doch nie Tierärztin werden! Ich wollte immer nur zurück nach Waters Meeting und diese Farm so führen, wie sie geführt werden sollte.«

»Was soll das wieder heißen?« Harry knallte die Drenchpistole auf die ölfleckige Holzbank. »Willst du damit sagen, ich führe die Farm nicht so, wie es sich gehört?«

»Jeder kann sehen, dass diese Farm noch im Mittelalter steckt. Mick und Tom sind zu verängstigt, als dass sie dich

fragen würden, ob sie die Bücher prüfen dürfen. Ständig drohst du, du würdest sie rauswerfen, wenn sie nicht auf Kommando strammstehen. Du hast keine Ahnung, was sie dir alles erzählen würden, wenn sie den Mumm dazu hätten ... wie zum Beispiel, dass der Schönling von Schafbock, den du gekauft hast, ein Blindgänger ist. Sie haben Schiss vor dir. Genauso, wie du vor Grandad Schiss hattest.«

Rebecca sah einen Muskel im Kiefer ihres Vaters zucken, als sie ihren Großvater erwähnte. Sie wusste, dass sie sofort gehen und ins Haus verschwinden sollte. Aber sie war noch nicht fertig.

»Weil du nicht loslassen kannst, Dad, gehen wir allmählich alle den Bach runter. Lass dir gesagt sein, ich werde weder Lehrerin noch Krankenschwester. Ich habe mich für nächstes Jahr auf einem Landwirtschaftscollege angemeldet und werde dort ein Diplom in Agrarwissenschaft machen, dann werde ich heimkommen und den Laden hier in Schwung bringen. Aber bevor ich dorthin gehe, brauche ich ein Jahrespraktikum als Jillaroo, das ich hier und jetzt, auf dieser Farm absolvieren werde.«

»Den Teufel wirst du tun.« Ihr Vater richtete sich zu seiner vollen Größe auf, machte einen Schritt auf sie zu und zielte mit einem schwieligen Finger auf ihr Gesicht.

»Jetzt lass dir eines gesagt sein, meine kleine Miss Nase-weiß – du wirst hier keine Erfahrungen für deinen nutzlosen, großkotzigen Collekurs sammeln. Entweder respektierst und befolgst du meine Wünsche, oder du kannst auf der Stelle dein Bündel packen, deine kostbaren Zuchthunde einsammeln und von meinem Grundstück verschwinden. Aber dann wirst du nicht an diesen Teil des Flusses zurückkehren, so lange ich hier lebe.«

Tränen traten in Becs Augen, doch ihr Vater war noch nicht fertig.

»Deine Brüder werden froh sein, dich von hinten zu sehen,

Miss Selbstgerecht. Ich wollte damals sowieso kein drittes Kind. Ich sagte deiner Mutter, nein, es wird schwer genug, hier zwei Jungs durchzubringen, von einem dritten Balg ganz zu schweigen ... und noch dazu ein Mädchen. Und jetzt geh mir aus den Augen.«

Rebecca spürte, wie ihre Unterlippe zu beben begann, und biss eisern darauf, um sich nicht anmerken zu lassen, wie verletzt sie war. Seit sie denken konnte, war sie stets das Mädchen ihres Großvaters gewesen – nie das ihres Vaters. Seit sie denken konnte, hatte immer Grandad sie in eine Decke gewickelt und vor sich hoch in den Sattel gehoben. Gemeinsam waren sie losgeritten, hinauf in die Berge, um nach verirrtten Schafen zu suchen. Unterwegs hatte er ununterbrochen gebrummelt, ihr von der Welt um sie herum erzählt, von den Tieren und Bäumen und wie man ein Schaf findet und einen Hund ausbildet. Sie konnte sich nicht entsinnen, dass ihr Vater je dabei gewesen wäre, dass er ihr beigebracht hätte, wie man Schafe schert oder ein Kalb an den Beinen fesselt oder auch nur Tee auf einem offenen Feuer kocht. Je mehr Liebe und Aufmerksamkeit Rebecca von ihrem Großvater geschenkt bekam, desto mehr zog sich Harry zurück. Über die Jahre wuchs der Groll der beiden Männer aufeinander immer mehr, und das Schweigen zwischen ihnen heizte sich immer weiter auf. Schließlich entzündete es sich und traf erst Harrys Frau Frankie und später seine Tochter.

Doch jetzt, als Rebecca im Scherstall ihrem Vater gegenüberstand, war für sie das Maß voll. In einem wütenden Schwall sprudelten die Worte aus ihrem Mund, während ihr Gesicht sich in tiefer Trauer verzerrte. Der Rest des Schuppens verschwamm vor ihren Augen, als sie ihn tobend anschrte:

»Kein Wunder, dass Mom dich verlassen hat! Du willst es einfach nicht begreifen, oder? So wirst du noch alles verlieren!«

»Halt deinen anmaßenden kleinen Schnabel, und geh mir aus den Augen. Bis Mittag bist du hier verschwunden, oder ich erschieße alle deine elenden Köter. Mir reicht es jetzt.« Er krallte die Finger zornig in Becs Schultermuskeln und schob sie auf den Eingang zu. Erschrocken über den brutalen Griff, stolperte sie die Stufen hinab. Sie sah zu ihrem Vater auf und wollte ihn anbrüllen, doch kein Laut kam über ihre Lippen. Mossy kam winselnd angetrabt und blieb an ihrer Seite stehen. Rebecca sah ihrem Vater in die starren Augen. Kälte schlug ihr daraus entgegen. Und Hass. Sie wusste, dass es ihm ernst war. Die vielen Zusammenstöße mit ihm seit ihrer Kindheit hatten sie gelehrt, ihr Glück und ihre Kraft ausschließlich aus den Bergen, dem Boden, den Pflanzen und aus diesem wunderschönen Fluss zu schöpfen. Tief im Herzen wusste sie, dass ihr Vater sie ablehnte, weil sie eine Leidenschaft und eine Verbundenheit mit dem Land fühlte, die ihm auch nach vielen Jahren als Farmer verschlossen blieben. Sie konnte sich ganz und gar in der Welt ihrer Hunde verlieren. Sie trainierte sie, liebte sie, studierte sie und sprach mit ihnen. Sie blickte ihnen tief in die braunen Augen und erschloss damit ihre Seele. Die Hunde waren für sie eine Zuflucht vor dem brodelnden Groll ihres Vaters und seiner Unfähigkeit, ihr Liebe zu zeigen.

Nun, da ihre Mutter Frankie nicht mehr da war, um ihrem Vater eine beschwichtigende Hand auf die Schulter zu legen, musste sie gehen, das war ihr jetzt klar. Sie wandte sich von seinem Blick ab und lief aus dem Schuppen. Mossy trotete ihr nach und sprang an ihrer Seite hoch, um ihr in einer tröstenden Geste die Hand abzulecken.

Beinahe heulend schleuderte Bec in ihrem Zimmer ihre Sachen in den verschlissenen Rucksack. Die Schluchzer blieben ihr brennend in der Kehle stecken. Sie rannte die Treppe hinunter und aus dem dunklen Haus. Nachdem sie ihre Taschen und den Schlafsack hinten in ihren alten Subaru-

Pick-up gepackt hatte, winkte sie ihren drei Hunden, auf die Ladefläche zu springen. Die Tiere sahen sie besorgt an, als sie einen nach dem anderen an die kurze Haltekette legte. Zitternde Hände drehten den Zündschlüssel im Schloss. Jetzt wich das Schluchzen gepresstem zornigen Schimpfen, und sie hämmerte im Fahren mit der Hand auf das Armaturenbrett ein. Als ihre Mutter damals ihr Zeug gepackt und sie zurückgelassen hatte, war Bec in der Schule gewesen. Sie fragte sich, ob ihre Mutter dabei geschluchzt oder geheult hatte oder ob sie nur schweigend mit stolz erhobenem Kopf davongefahren war. Im Rückspiegel sah Bec hinter einem Staubschleier, wie ihr Vater mit geballten Fäusten im Tor zum Scherstall stand.

Auf der Koppel neben der Zufahrt warf ihre schwarze Stute den Kopf herum und galoppierte auf Höhe des Subarus neben dem Zaun her. Als der Pick-up über den Gitterrost ratterte, stemmte sich die Stute im letzten Moment in den Boden und kam nur eine Handbreit vor dem Eckpfahl zum Stehen.

Rebecca ertrug es nicht, von der am Hang verlaufenden Straße in das verschlafene grüne Tal hinabzublicken. Es brach ihr das Herz, ihren Fluss verlassen zu müssen. Waters Meeting. Ihre Heimat.

Harry hatte schweigend beobachtet, wie seine Tochter von ihm weg- und die Anhöhe hinauf auf das große Steinhaus zugerannt war. Der leichtfüßige Hund war ihr um die Füße getanzt und hatte dabei immer wieder zu ihr aufgesehen. Wie oft hatte er beobachtet, wie sie heimlich Tränen weg-gewischt hatte? Noch heute konnte er ihr Kindergesicht vor sich sehen, das ihn zornrot angeschrien hatte, nachdem er wieder einmal Nein gesagt hatte.

Nein, sie konnte nicht mitkommen, wenn auf der Hochebene die Herden zusammengetrieben wurden. Nein, er würde sie nicht zu einem Hunde-Trial fahren. Nein und

nein. Nein. Immer, wenn Harry Nein sagte, lief sie zu ihrem Großvater, der Ja sagte. Harry merkte, wie ihm das schlechte Gewissen zusetzte. Das schlechte Gewissen, seine Familie und die Farm nicht richtig geliebt zu haben. Immer war er zu beschäftigt für Bec gewesen. Ganze Tage hatte er im Maschinenschuppen vor sich hingebütet. Oder sich irgendwo im Haupthaus oder einem der Nebengebäude versteckt, um seinem Vater aus dem Weg zu gehen. Oder mit dem Traktor die Saat ausgebracht und dabei nicht von den üppig grünen Schösslingen geträumt, die der Regen austreiben lassen würde, sondern davon, woanders zu leben, Ingenieur oder Architekt oder gar Pilot zu sein. Nur nicht hier, gefangen auf dieser Farm und unter einem Dach mit seinem Vater.

Nie hatte er ein nettes Wort oder ein Lob aus dem Mund seines alten Herrn gehört. Sie waren Viehzüchter. Sie waren Bauern. Da wurde nicht gequatscht. Wenn Harry als junger Mann die Rinder zu scharf angetrieben hatte, bis sie mit hängender Zunge, Schaum vor dem Maul und schweißdampfendem Rücken auf dem Hof angekommen waren, hatte sich Harrys Vater nur angewidert abgewandt. Jene natürliche Begabung als Viehzüchter, die niemals erlernt werden konnte, hatte eine Generation übersprungen. Harry besaß sie einfach nicht. Sein Vater gab ihm das Gefühl, in seinem eigenen Heim ein Außenseiter zu sein, er konnte nicht einmal einfach gehen. Harry war der einzige Sohn, und seine Lebensaufgabe war es, die Farm zu übernehmen. So liefen die Dinge eben.

Harry hatte zugesehen, wie Rebecca das Tor hinter sich zugeknallt hatte und durch den üppigen grünen Garten gestapft war. Gleich darauf war sie auf die Veranda getreten und in dem alten Haus verschwunden. Blinzelnd hatte er zu ihrem Zimmerfenster im Obergeschoss aufgeblickt und dann seufzend die Augen geschlossen. Wieso machte ihn seine Tochter nur immer so wütend? Warum konnte er ihr keine Chance geben?

Plötzlich hörte er draußen seine Hunde aufgeregt bellen, die Mutterschafe im Sammelpferch fielen ihm wieder ein. Harry lief durch den Schuppen in die gleißende Sonne hinaus.

»Verflixte Köter.«

Wie satt gefressene Wölfe spielten die Hunde zum Zeitvertreib mit den Schafen. Sie jagten die Mutterschafe vor und zurück, bis sie sich ängstlich ans Gatter drängten. Ein paar schwächere Tiere waren schon zu Boden gegangen, unter dem massiven Druck der Herde in den Staub gepresst. Mardy bestieg, auf den Hinterbeinen balancierend, gerade ein Schaf, das gegen das Gatter gepresst wurde. Die weißen Vorderpfoten umgriffen die Hüfte des Schafes, und sein welpenhaftes Becken schob sich aufgeregt vor und zurück. Seine Augen waren vor Lust ganz glasig, und die rosa Zunge hing ihm seitlich aus dem Maul.

Sobald sich Harry näherte, zerstreuten sich die älteren Hunde, quetschten sich unter den Querstangen der Einzäunung durch und verzogen sich außer Sichtweite. Nur der junge Mardy setzte weiterhin dem Schaf zu.

»Schluss damit. Du dreckige Töle!« Harry packte eine Hand voll Fell und Welpenhaut und riss den jungen Hund von dem Schaf weg. Der Welpen warf sich erschrocken vor Harry auf den Rücken, wedelte hektisch mit dem Schwanz und pinkelte über sich selbst und Harrys Stiefel. Harry beugte sich vor und hob Mardy am Nackenfell hoch. Dann presste er den Leib des Welpen so fest gegen den Boden, dass dem Tier alle Luft aus der Lunge gedrückt wurde und das Winseln wie ein erstickter Schrei klang.

»Schluss damit!«, brüllte er und rüttelte den Hund erneut durch, ehe er ihn wie ein Holzschicht über den Zaun schleuderte. Mardy überschlug sich zweimal im Staub, kam auf die Füße, krümmte sich vor Schmerzen zusammen und schlich, den Schwanz bis zum Bauch eingezogen, in den Schatten des Scherstalles davon.

Immer noch bebend vor Wut war Harry in den Geräte-
raum zurückgekehrt, um die Drenchpistolen vorzuberei-
ten. Die weiße Flüssigkeit schoss durch den durchsichtigen
Plastikschlauch, sobald er die Düse an der Pistole öffnete.
Er hatte die Dosis höher eingestellt, weil die Mutterschafe
schwer aussahen. Bemüht, nicht darauf zu achten, wie sehr
seine Hände zitterten, hatte er sich den Kanister auf den Rü-
cken geschnallt und im selben Augenblick gehört, wie Rebec-
cas Pick-up ansprang und der Motor zu grummeln begann.
Er hatte zum Eingang des Schuppens gesehen, wo die strah-
lende Sonne ein Rechteck auf die Holzbohlen malte. Im sel-
ben Moment hatte er den Kanister wieder abgesetzt und war
zum Tor gelaufen, um nach dem Pick-up zu schauen. Ihre
Hunde waren auf der Ladefläche. Und ihr Beutel. Das kleine
weiße Gefährt war über den Gitterrost an der Hauskoppel
gerattert und an ihm vorbeigeschossen. Im Vorüberfahren
hatte Harry noch einen Blick auf ihr Profil erhaschen kön-
nen. Die Zähne krampfhaft zusammengebissen, den Mund
in Pein verzogen. Beim zweiten Rost hatte Rebecca nicht
einmal mehr abgebremst, sondern war, einen Staubschleier
hinter sich herziehend, die Straße hinabgerast.

Sie war weggefahren. Diesmal hatte sie die Farm tatsäch-
lich verlassen. Das hatte er nicht erwartet. Genauso wenig
wie damals bei Frankie hatte er das erwartet. Beide waren
strahlende Sterne am Himmel, Mutter wie Tochter, beide
waren so voller Lachen und Lebenslust. Jedes Mal hatten
sie mit einem Scherz die zornigen Lücken gefüllt, die Harry
in der großen, düsteren Villa aufgerissen hatte. Frankie und
Bec hatten immer zu reden verstanden. Immer wieder hatte
Frankie für die beiden Jungs das Wort ergriffen. Wie ein Dol-
metscher hatte sie regelmäßig zwischen Harry und Mick und
Tom vermittelt. An dem Tag, als sie abfuhr, hatte sie sich wü-
tend darüber ausgelassen, dass er nicht lieben könne, dabei
hatten die ganze Zeit über jene Worte in Harrys Kopf fest-

geessen, die nur nicht über seine Lippen kommen wollten. »Geh nicht, Frankie«, hatte er sagen wollen. Er hatte alles durchsprechen wollen. Er liebte sie. Für sie hätte er sogar die Farm verkauft. Aber die Worte wollten nicht kommen. Sie blieben eisern in seinem Kopf. Stattdessen hatte er reglos dagestanden und zugesehen, wie seine Frau abfuhr. An einem grauen Montagmorgen war sie davongefahren und hatte ihn zurückgelassen. Mit den Kindern und der Farm und diesem riesigen, dunklen Loch, das sein Leben war. Und natürlich mit dem Schweigen, das zurückgeblieben war.

Harry ballte die Fäuste, während sein Leib in langsamen Wellen zu beben begann. Ein heiseres, aus seiner Lunge aufsteigendes Ausatmen verwandelte sich in ein erschütterndes Schluchzen. Er stemmte eine große Hand gegen den rissigen Türrahmen, um sich aufrecht zu halten, und schlug die andere vor die Augen, als könnte er dadurch seine Scham mildern. Die Scham, Rebecca so wehgetan zu haben. Die Scham, seine Söhne zu erdrücken.

Er war dabei, seine Familie zu verlieren. Und sein Land dazu. Langsam stieg er die wacklige Vortreppe des Scherstalles hinunter und ließ sich auf der untersten Stufe nieder, den Kopf in die Hände gestützt. Aus dem dunklen Balkengitter darunter blickten ihn zwei verängstigte braune Augen an. Leise flüsterte er: »Hierher, Welp. Komm her, Mardy. Tut mir leid, Kumpel.«

Mick und Tom rasten auf dem verschlammten Quad auf die Pferche zu. Über Micks Schulter hinweg konnte Tom seinen Vater von Schafen umgeben im Laufgatter stehen sehen. Mick parkte das Quad im Schatten eines knorrigen alten Eukalyptusbaumes und wartete ab, bis Tom abgestiegen war. An der Art, wie sein Vater die Schafe behandelte, konnte Tom sehen, dass der Alte eine Stinklaune hatte.

Mit gesenktem Kopf ging Tom auf das Ende des Lauf-

gatters zu und bückte sich, um die Schultergurte eines Drenchkanisters zu nehmen.

»Kommst du durch, Dad?«

»Ich wäre schon längst durch, wenn ihr beide früher aufgetaucht wärt.« Harry zwängte die Metalldüse der Drenchpistole in das Maul eines Schafes und schoss einen Strahl Entwurmungsmittel in den Rachen des Tieres. Die Schafzähne schlugen klappernd gegen die Düse, als Harry die Pistole wieder herauszog und vorwärts watete, um nach dem Kopf des nächsten Schafes zu greifen. Er sah seinen Sohn kein einziges Mal an, aber Tom hatte es dennoch bemerkt. Er hatte zu große Angst, als dass er gefragt hätte, warum die Augen seines Dads so rot waren und sein Gesicht so abgezehrt und grau wirkte. Er hätte gern gefragt: »Was ist mit dir, Dad?«, aber solche Fragen stellte man Harry nicht. Über das Wetter oder den Fluss oder die Woll- und Rindfleischpreise konnte Tom mit seinem Vater reden, aber ganz sicher nicht über Gefühle. Nicht mit Harry.

Er schwang den Kanister auf seine breiten Schultern und ging an das Sortiertor am Ende des Laufgatters, um sich die Schafe vorzunehmen, die dort warteten. Er konnte kaum glauben, dass sein Vater geweint hatte. Das schockierte Tom.

Mick lehnte am Geländer, die Arme vor der breiten Brust verschränkt, und bekam nichts von der Laune seines Vaters mit. Mick hatte dem Vorbild seines Vaters nachgeeeifert. Er setzte keine Worte, sondern lieber seine Größe und sein Gewicht ein, um Präsenz zu zeigen.

»Wo steckt Bec? Die könnte die nächste Herde zusammentreiben, während ich mich ans Pflügen mache«, sagte Mick.

»Die treibt heute nicht. Jetzt mach los. Bis du die nächste Herde reingebracht hast, sind wir mit denen hier durch.«

Mick tat die barsche Bemerkung seines Vaters mit einem

Achselzucken ab und schlenderte zu seinem Quad zurück. Tom biss die Zähne zusammen. Sie hat wieder mit Dad gestritten, dachte Tom. Typisch.

Tom musste bis nach dem Essen warten, bevor er nach seiner Schwester suchen konnte. In der Küche stopfte er sich einen trockenen Brotkanten in den Mund und stand vom Tisch auf. Sein Blick fiel auf seinen Vater und auf Mick.

Mick saß zusammengesunken an dem schweren Holztisch, der mitten im Raum stand. Eine altmodische Holzuhr stand laut tickend auf dem Kaminsims hinter ihm. Das Pendel schwang hinter den goldenen Schilfstängeln, mit denen das Glas bemalt war, hin und her. Mick biss geräuschvoll in eine Karotte und ließ langsam kauend den Blick über die Fahrzeug-Kleinanzeigen in der Zeitung wandern.

Seit Frankie in die Stadt gezogen war, verbrachte Harry nur noch wenig Zeit in der Küche. Früher hatte er meist dort gegessen, wo mittlerweile Mick saß. Stattdessen war Harry während der Mittagspause lieber in dem verglasten Wintergarten, der ans eine Ende der Küche angebaut worden war. Frankie hatte auf den Anbau bestanden, damit etwas Helligkeit in das alte Haus kam. Sie hatte das schon bei ihrer Hochzeit verlangt und den Anbau endlich durchgesetzt, als alle Kinder in der Schule waren und Harrys Mutter gestorben war. Der Wintergarten bestand aus riesigen, in Stahl gefassten Glasscheiben und einer großen Schiebetür, die direkt in den schattigen alten Garten führte. Im Lauf der Jahre hatten Weinranken und Glyzinien den Anbau überwuchert und den Anblick von verschnörkelten grünen Ranken, Trauben und hängenden Blütendolden im Haus geboten.

Tom betrachtete seinen Vater, der jetzt dort saß. Er musste daran denken, wie er selbst als Kind auf einem sonnigen Fleck in dem brandneuen Raum gegessen hatte. Er war nicht zur Schule gegangen, weil er Windpocken hatte. Frankie

hatte große Bögen Butterbrotpapier und Wachsmalkreiden auf dem Schieferboden ausgebreitet.

»So, Tom. Versuch dein Glück damit. Vielleicht findest du ja deine Berufung. Man kann nie wissen.« Als Frankie wieder in den Raum gekommen war und die wirbelnden Farben der Fische, den Meeresgarten und das Unterwasserschloss gesehen hatte, waren ihr Tränen in die Augen getreten, und sie hatte die Hand vor den Mund gepresst.

Als kleiner Junge hatte sich Tom immer gefragt, warum seine Gemälde seine Mutter zum Weinen brachten. Erst viel später, als er älter war, hatte er begriffen, dass sein künstlerisches Talent sie jedes Mal verückte und gleichzeitig verstörte, weil sie wusste, dass sein Vater seine Zukunft längst vorgezeichnet hatte.

Als Harry an jenem Tag die Zeichnungen seines Sohnes zusammengeknüllt und in den Ofen gesteckt hatte, hatte Frankie begonnen, ihren Mann für seinen Zwang, seine Söhne zu dominieren, zu verabscheuen. Es war jener Tag, an dem ihr aufgegangen war, dass er jene Muster des Vaterseins wiederholen würde, die er selbst erlebt hatte. Diese Aussicht hatte sie mit einer stillen, endlosen Furcht erfüllt.

Jetzt lag Harry ausgestreckt auf einer Rattancouch unter der laubüberwachsenen Decke. Landwirtschaftszeitungen, Briefe, Rechnungen und aufgerissene Umschläge lagen verstreut um ihn herum. Ein mit Krümeln übersäter Porzellanteller mit einem braunen Apfelbutzen darauf stand neben einem halb vollen Teebecher auf dem Schieferboden. Die in grobwillene Socken gekleideten Füße waren an den Knöcheln übereinandergeschlagen, die braunen Arme über dem schlanken Bauch gefaltet. Auf dem Gesicht des Dösenden lag aufgeschlagen das *Australian Farm Journal*.

Toms Blick ruhte auf seinem stillen Bruder und Vater. Zwei vom gleichen Schlag. Seit Frankie nicht mehr da war, waren alle Küchenarbeiten Rebecca und Tom zugefallen.

Mick schaffte es immer, sich um alles zu drücken, was nach Hausarbeit oder Arbeit mit den Tieren schmeckte. Allerdings störte das Bec und Tom nicht weiter. Sie spendeten einander Trost. Aber manchmal, in seinem dunklen Zimmer, zerrte Tom wütend an seinen Haaren. Er wollte seine Mutter wiederhaben. Er hatte Rebeccas wegen ein schlechtes Gewissen. Schließlich verließ er sich darauf, dass sie ihn bemutterte. In manchen Nächten weinte er nach seiner Mutter, in anderen tobte in ihm der Zorn auf sie. Stimmen in seinem Kopf. Wütende, heulende Stimmen.

In der sonnigen Küche grub Tom die Zähne in das weiße Fleisch eines Apfels und zog dann die Küchentür hinter sich zu. Er musste Rebecca finden.

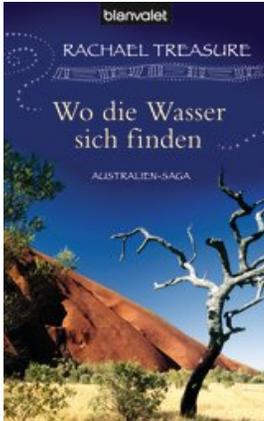
Die Kühle der Betonstufe hinter dem Haus drang durch seine Jeans, als er sich darauf niederließ und seine Stiefel anzog. Die rotbraune Katze rieb sich an Toms Rücken.

»Es gibt zwei Stellen, wo sie sein könnte, wenn sie so ausrastet«, erklärte er der Katze.

»Komm schon, Ginge. Gehen wir sie suchen.« Er ging über den Pfad davon. Die Katze setzte sich und sah ihm nach, bis er durch das Gartentor und hinter der Böschung am Fluss verschwunden war.

Er rechnete damit, sie unten am Fluss zu finden, wo sie von ihren Hunden Stöcke apportieren ließ. Fast meinte er die zierliche Gestalt und die Kappe zu sehen, unter die sie ihre blonden, welligen Haare gestopft hatte. In seiner Fantasie stand sie leise lächelnd am Ufer und warf Stöcke in das träge dahinfließende Wasser. Aber an diesem Nachmittag war sie nicht unten am Fluss.

Er ging zum Haus zurück. An der Gebäudeseite überschattete eine Gruppe von Pfefferbäumen eine Reihe von ausgehöhlten Baumstämmen. Er konnte sich noch gut daran erinnern, wie Rebecca mit ihrem Vater um die Hundezwinger gestritten hatte. Sie wollte ihre Hunde nicht in



Rachael Treasure

Wo die Wasser sich finden

Australien-Saga

eBook

ISBN: 978-3-641-08116-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2012

Australien – das Traumland der deutschen Leserinnen!

Australien, im Outback. Rebecca bricht es das Herz, die elterliche Farm »Waters Meeting« verlassen zu müssen. Doch wieder hat es einen entsetzlichen Streit mit ihrem Vater über die Führung der Farm gegeben, und so macht sich Rebecca nach Norden auf, um dort ein Jahr als Cowgirl zu verbringen. Als sie sich in Charlie verliebt, steht sie vor der schwierigsten Entscheidung ihres Lebens: Welche Liebe wiegt schwerer? Die zu Charlie oder zu ihrer Heimat?

Wilde Abenteuer vor einer atemberaubenden Landschaftskulisse und große Gefühle zwischen starken Frauen und handfesten Männern.